

Beilage zu Nr. 68 des Enzthälers.

Neuenbürg, Donnerstag den 1. Mai 1890.

Miszellen.

Um Geld und Geldeswert.

Roman von W. Widdern.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

„Das ist jetzt alles Dein, Katharina,“ flüsterte Guido und seine Augen glühten. Dann setzte er leidenschaftlich hinzu: „Endlich findet Deine stolze Schönheit ihren passenden Namen, Geliebte! Endlich kann mein schönes junges Weib sich schmücken, wie es der Gattin eines Vormissen zukommt!“

Fast entsetzt fuhr Katharina bei Nennung dieses Namens, den sie so lange verleugnet, in die Höhe. Angstvoll schaute sie nach der Thür, hinter welcher sich so leicht ein Lauscher bergen konnte. Und doch durfte es, um die Welt! Niemand erfahren, daß Guido ein Vormissen und der Name ein angenommener gewesen, unter dessen Schutz die beiden sich in das Haus eingeschlichen. Hätte es sich doch sonst nie, nie für sie geöffnet, da Guido Niemand anders als der älteste jener beiden lurländischen Neffen war, die der alte Senator ein- für allemal der Hoffnung auf seinen Besitz beraubt hatte.

So ganz gerecht handelte Herr Friedrich Vormissen in dieser Angelegenheit freilich seiner Zeit doch nicht. Die beiden Söhne seines leider zu früh verstorbenen Bruders waren durch die Versprechungen des Senators in dem festen Glauben erzogen worden, daß sie demnächst die Erben einer Million sein würden. Es war nun selbstverständlich, daß sie sich da nicht besonders erfreut fühlten konnten, als der greise Onkel ihnen plötzlich die Mitteilung zugehen ließ, sie möchten ihre Ansprüche auf die Zukunft herabsetzen, da er gedächte, sich binnen kurzem — zu vermählen.

Wenn es nun auch keine Entschuldigung verdient, daß Guido und Alfred jetzt Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um dem Senator das späte Heiraten zu verleiden, so war es doch rein menschlich gehandelt und verdiente nicht ganz die harte Strafe, welche Herr Friedrich Vormissen seinen Neffen zuerkannt, indem er sie vollständig enterbte.

Die Gewißheit, daß alle ihre Anstrengungen nutzlos gewesen und der Oheim wirklich diese kleine Ladenmamsell auf Kosten seiner gesetzlichen Erben zur Millionärin gemacht, raubte Guido und Alfred fast den Verstand. Sie waren keine geborenen Verbrecher und doch brachte sie der jähe Zusammensturz all' ihrer Hoffnungen schließlich zu dem sündhaftesten Gedanken, sich auf irgend welche unerlaubte Weise doch noch in den Besitz des Vermögens zu setzen, das ihnen durch Billi geraubt worden war.

Zufällig wohnte nun in L-feld ein altes Fräulein, welches mit Katharina, der Gattin des ältesten Vormissen verwandt war. Sie diente den lurländischen Brüdern zur Spionin und widmete sich ganz der

Aufgabe, Haus Vormissen auf das Aufmerksamste zu beobachten. Als nun der Senator gestorben war und der Prozeß, in welchem die Neffen das Testament ihres Onkels angefochten — zu Gunsten der Bellagten entschieden war, schrieb das Fräulein an Guido, und machte ihm den Vorschlag, seine junge Frau nach L-feld zu senden. Sie würde dann Sorge dafür tragen, daß Katharina, natürlich unter einem angenommenen Namen, in das Haus der Witwe Vormissen käme, um dort für Gatten und Schwager wirken zu können. Guido willigte diesen Vorschlag und ließ ihn das Fundament sein, auf dem er seine verbrecherischen Pläne baute.

Katharina fügte sich aber nur mit Widerstreben den Beschlüssen ihres Gatten. Sie war im Grunde genommen keine verderbte Natur. Aber sie stand ganz und gar unter der Herrschaft ihres Gemahls, der sie aus der zur Bettlerin herabgewürdigten Tochter eines gänzlich heruntergekommenen Menschen zu seiner Frau gemacht hatte. Die Dankbarkeit und eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe für Guido zwang sie zu blindem Gehorsam. Mit gefälschten Papieren trat sie dann ihre Reise an. In L-feld angekommen fand sie zu ihrem Schreck das alte Fräulein nicht mehr am Leben. Da sie aber thatsächlich ihrer Börse beraubt worden war und ihre Effekten — noch nicht zur Stelle waren — so befand sie sich augenblicklich in der fürchterlichsten Verlegenheit. Es war inzwischen später Abend geworden und so beschloß das junge Weib, gestützt auf die Mitteilungen ihrer verstorbenen Verwandten, von dem gutmütigen Charakter Billi Vormissens unter irgend welchem Vorwand die Mildherzigkeit der Senatorin in Anspruch zu nehmen. Gerade als sie das Haus der jungen Witwe erreichte, traten zwei Personen aus der Thür. Sie sprachen eifrig mit einander — und aus ihren Worten hörte die Lauscherin heraus, daß sie bei der Wirtschafterin der Senatorin zum Besuch gewesen und mit derselben ungestört ein halbes Stündchen verplaudert hätten, da die junge Herrin der ersten zu einer Gesellschaft gefahren sei.

„Nun aber war es auch die höchste Zeit, daß wir uns drückten!“ meinte eine der Frauen. „Jedenfalls kommt die Gnädige bald nach Hause. Dann aber hat Marianne keine Zeit mehr, sich um Gäste zu kümmern.“

Also Billi Vormissen war nicht daheim! Katharina war erschrocken. Nur einen Augenblick jedoch — und sie nickte mit dem Kopf: „Vielleicht ist es gerade so am besten,“ dachte sie sich und faßte sofort einen neuen Plan. Fest in ihren pelzgefütterten Sammetmantel gehüllt, hockte sie sich nun in eine Ecke des Portals und beschloß, auf die junge Hausherrin zu warten. Es war freilich bitter kalt, aber auch ihre kleinen Füßchen steckten in gar warmen Pelzstiefeln und auch sonst

war sie mit einer Kleidung versehen, die sie, vorläufig wenigstens, die harte Temperatur wenig empfinden ließ. Dagegen hatte die weite Reise — die Aufregung, welche ihr gefolgt — einen hohen Grad von Müdigkeit in der Abenteurerin erzeugt, daß sie, kaum in ihrer Ecke gedrückt, auch schon einschlief.

Was dann folgte, weiß der Leser bereits. Und wir wollen ihn nicht durch eine Wiederholung der Begebenheiten langweilen. Ueberdies müssen wir das Ehepaar Vormissen vor der Hand wieder sich selbst überlassen und einige Tage zurückgreifend, Doktor Willibald Grimani auf seiner Reise begleiten.

In einer Erregung, die jeder Beschreibung spottete, fuhr der junge Arzt ohne Unterbrechung zwei Nächte und ebensoviele Tage hindurch, um nur so schnell als möglich dem Ruf zu folgen, welcher an ihn ergangen war. Dennoch aber schien die Zeit Blei an den Füßen zu haben und es war ihm, als habe er eine halbe Ewigkeit durchlebt, als er endlich sein Ziel — ein kleines Städtchen in Mittelitalien erreichte. Trozdem er in achtundvierzig Stunden kaum eine Minute Schlaf gehabt, ließ er sich doch auch jetzt nicht so viel Raft, um in ein Gasthaus zu gehen und eine Nacht hindurch der Ruhe zu pflegen, sondern besorgte sich, obgleich es bereits zehn Uhr des Abends war — mühevoll genug sofort ein Gefährt. Dasselbe sollte ihn ohne jeden Verzug nach dem Fischerdörfchen W. bringen, welches drei deutsche Meilen von der Bahnstation entfernt lag.

Der Besitzer des Wägelchens, welches der Doktor sich gemietet, war sein eigener Kutscher und da er durchaus als ein anständiger Mann erschien, so nahm Willibald nicht Anstand, sich mit ihm in eine Unterhaltung einzulassen. Glücklicherweise war unser Doktor der italienischen Sprache ziemlich mächtig. Seine Pflegemutter hatte in Rom das Licht der Welt erblickt und da auch sein Pflegevater italienischer Abstammung gewesen, so hatten beide die schöne klangreiche Muttersprache mit Vorliebe gepflegt und sie auch ihrem Liebling gelehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Zürich, 12. April. Gestern war die Stadt Zürich in nicht geringer Aufregung. Doch war kein Kriminalfall vorgekommen. Im Hauptblatt des „Zürcher Tagblattes“ war vielmehr an hervorragender Stelle ein fettgedrucktes Inserat zu lesen, folgenden Inhalts: „Was ist die blaue Fahne, was der Kropf, der Franziskaner und was das Metzgerbräu? Antwort in nächster Nummer.“ Es waren dies die dem Zürcher geläufigen allbekannten Namen der vier großen bayerischen Bierhallen in Limatathen. Erst wurde dieses Inserat in aller Frühe von der weiblichen Bedienung gelesen, und dann haben die Biernymphen im Ru die seltsame Frage mitgeteilt. Vom Fröhschoppen bis zum späten



Nachschoppen ergingen sich die Kellnerinnen mit ihren Stämmgästen in den üppigsten Combinationen über die Beantwortung dieser Frage. Wohl seit langer Zeit wurde in Zürich in den Bierhallen so wenig politische Blätter gelesen, wie an diesem Tage, weil diese lokale Frage die Gemüter auch der Gäste aller Schattierungen beschäftigte. Da, in der Tagblattnummer vom 12. April ward das Rätsel gelöst. Ein spekulativer Wirt in Zürich erklärte, daß die vier bayerischen Bierhallen zwar große Lokalitäten seien, dagegen sein neu renoviertes Lokal an Schönheit durch dieselben nicht übertroffen werde. Diese unerwartete Lösung dürfte wesentlich befänstigend wirken.

(Die erste telegraphische Depesche.) Nach einer im Postmuseum befindlichen Zeitung, der „Danauer Europäischen Zeitung“ vom Dezember 1794, ist in dieser Zeit die erste telegraphische Depesche in Deutschland befördert worden, und zwar mit dem optischen Zeichentelegraphen. Es war dies gelegentlich des Geburtsfestes des Markgrafen von Baden, welchem nachstehendes „Gedicht“ durch den Telegraphen des Mechanikers Böckmann aus einer Entfernung von anderthalb Stunden nach Karlsruhe übermittelt wurde:

„Groß ist das Fest und schön! Triumph, der Gute lebt,
Um dessen Fürstentum der Vorsicht Auge schwebt;
Heil ihm, so tönt es fern und nah;
O Fürst, sieh hier, was Deutschland noch nicht sah,
Wie Dir der Telegraph heut Segenswünsche schickt.“

Aus Amerika. Der jüngste Lieutenant in Amerika ist John Alexander Logan in Youngstown, O., ein Enkel des bekannten verstorbenen Generals und Bundes-senators Logan. Der jüngste Logan wurde am 12. Februar d. J. geboren und sofort nach seiner Geburt Lieutenant. Im Lande der Freiheit muß er ganz unzweideutige Beweise dafür erbracht haben, daß er dereinst ein militärisches Genie zu werden verspricht, denn die Regiments-Kameraden seines Vaters wandten sich mit dem Ersuchen an den Gouverneur des Staates, den jüngsten Logan in Anbetracht der Verdienste seines „großen“ Großvaters um das Vaterland zum Lieutenant im 5. Miliz-Regiment zu ernennen. Der Gouverneur hat dem Ansuchen entsprochen und Herr Logan junior als Patengeschenk ein vom Tage seiner Geburt ausgefertigtes Lieutenants-Patent in die Wiege gelegt. Man weiß wirklich nicht, bemerkt dazu die „Newyorker Handelszeitung“, was man in diesem Falle mehr anstaunen soll, die Albernheit des betreffenden Offizierkorps oder diejenige des Staats-Gouverneurs!

(Barnums Zukunftspläne.) Der große Humbugmann Mr. Barnum plant für die große Weltausstellung in den Vereinigten Staaten etwas ganz Außerordentliches. Stets bestrebt, die Besucher seines Museums durch neue Seltsamkeiten zu verblüffen, hat er sich eben an die ägyptische Regierung mit der sonderbaren Bitte gewendet, ihm gegen ein Leihgeld von einer halben Million Francs die durch Balsamierung

erhaltenen Leichen von Ramses II. (Sest-ostris), von dessen Tochter, der Lebensretterin des Moses, sowie von noch mehreren anderen berühmten Persönlichkeiten des alten Aegyptens für einige Zeit zu überlassen. Sollte der Rhedive sich entschließen, ihm die gewünschten, derzeit im Museum von Bulak, einem Stadtbezirk von Kairo, befindlichen Mumien zur Verfügung zu stellen, dann räumt ihm Barnum das Recht ein, die unersehbaren Schätze an allen Ausstellungenorten in den Vereinigten Staaten wie in den Hauptstädten von Europa durch ägyptische Soldaten bewachen zu lassen.

(Ein Wohlthäter.) Der am 18. l. M. in Wien verstorbene Privatier Anton Schey, ein überaus einfacher, bescheidener Mann, hat in seinem Testamente die Stadt Wien aufs höchste überrascht, indem er ein Legat im Gesamtbetrag von 600 000 K für verschiedene milde Stiftungen, ohne Ansehen der Konfession, vermacht und vorher seine eigenen Verwandten aufs Reichlichste bedacht hat.

[Das Verleihen von Kindern an Bettler] bildet in Paris eine flotte Industrie, die in so hohem Maße überhand zu nehmen scheint, daß ein Gemeinderatmitglied es sogar für notwendig erachtet, ein Gesetz zu erwirken, welches diesem Unfug steuern soll. Das Municipalmitglied Berry erzählte die Veranlassung hierzu folgendermaßen: Einer meiner Freunde wurde in der Rue de l'Éstrapade von einer Bande kleiner Kinder angefallen, welche bis dahin ruhig gespielt hatten, nun aber durchaus Almosen haben wollten. Während er ihnen Einiges gab und ihnen Vorhaltungen machte, schlichen einige verdächtige Frauen um die offene Thür eines Schankwirthes herum. Mein Freund forschte nach und erfuhr sehr bald, daß diese Frauenzimmer sich dort zu ihrer täglichen Bettelsahrt durch Paris gestärkt, zugleich aber auch Kinder geliehen hatten. Zu dem Schankwirth bringen Eltern jeden Morgen ihre Kinder, sie den Bettlern zu verleihen. Mein Freund und ich haben darauf Nachforschungen angestellt, und in verschiedenen armen Vierteln, in Belleville, Montmartre, unweit des Invalidenhofes und des Jardin des Plantes, sieben weitere Schankwirths gefunden, bei denen dieser Kinderhandel betrieben wird. Die Preise sind verschieden. Ein kleiner Junge wird für einen Franken den Tag verliehen, ein Mädchen für zwei Franken. Hübsche Mädchen von neun bis elf Jahren werden höher, selbst bis sechs Franken und mehr bezahlt. Dieselben werden dazu gebraucht, Blumen auf den Boulevards und in den vornehmen Stadtteilen zu verkaufen, d. h. unter dem Vorwand des Arbietens derselben zu betteln. An Festtagen, wie Neujahr, Palmsonntag, Ostern, Pfingsten und am großen Nationalfest, werden manchmal sechs bis acht Franken für ein hübsches Mädchen gezahlt. Die Eltern streichen das Geld ein und erhalten ihre Kinder oft erst spät Abends zurück. Den Tag über erhalten dieselben von den Mieterinnen zu essen, je nach Umständen, leiden Not, wenn der Ertrag des Bettelns gering ausfällt, was jedoch selten der Fall ist. Denn alle diese Mieterinnen sind abgefeimte Bettlerinnen, welche stets ihr Ziel erreichen. Abends betrinken sie sich mit ihren Männern, welche ihrerseits den Tag über irgend ein zweifelhaftes Geschäft treiben, wenn sie das Herumlungen nicht vorziehen. Deshalb ist es auch selten, daß Männer Kinder zum Betteln leihen. Während des Winters steigt die Zahl der zum Betteln geliehenen Kinder bis 3000, im Sommer sind es 2000. So Herr Berry. Das von ihm gewünschte Gesetz wäre nur teilweise nötig, wenn in Paris das Gesetz über den Schulzwang durchgeführt wäre. Denn dann könnten ohne weiteres alle Kinder über 6 Jahre, welche beim Betteln betroffen werden, festgenommen und der Schule zugeführt werden. Aber für den Schulzwang genießt Paris, wie in so Vielem, eine Ausnahmestellung. Das betreffende Gesetz ist ausdrücklich nicht in Paris eingeführt.

(Ein Brief Blücher's.) Ein von „Potsdam, den 28ten July 1814“ an Frau v. Bonin gerichteter Brief Blücher's lautet: „Ber-Ehrungswürdige Freundin. Ihr gütiges voll wollendes Schreiben ist mich von Paris nach London gefolgt und hat mein Herz mit Freude und Dank erfüllt, es ist mein Schönster Lohn wenn ich den beifall derjenigen erwerbe die ich liebe und verehere, bis hier hat mich der himel geholfen, in Englandt hat man mich Scharff mitgenommen, aber ich muß die beweise der achtung so ich von dem Regenten der nation erhalten Führ eine der glücklichsten begebenheiten meines lebens rechnen. wider allen meinen widerspruch hat man mich hier zum Fürsten Creirt ich habe mich geben müssen weil man behauptete, es müsse dieses der nation wegen geschehen, die nation aber hat mich Ihrem beifall als Blücher zugerufen, wenn ich das hungrige Heer deutschen Fürsten vermehre, werde ich dadurch bey meinen Zeitgenossen gewinnen, nein gewiß nicht, aber was soll ich machen. sollte aber das Fürstenthum nicht so beschaffen sein, daß ich den Standt angemessen leben kann, sollte meine Frau nicht so geliebt werden, daß sie als Fürstin figerieren kann, so werde ich in öffentlichen Blättern den Fürstentitel wider ablegen, ich erwarte hier den König weil ich nicht früher als mit ihm in Berlin erscheinen will, so will die Berliner mich auch zusehen. . . . Ich werde nun beständig den Sommer uf dem lande n winter in Berlin wohnen, alle geschäfte habe ich entzagt n will die wenigen tage die ich noch lebe, Führ mich n die meinigen leben, daß fridlige soldaten spihl hat keinen Reiz vor mich, n vor krieg wird uns gott bewahren. . . . Empfehlen sie mich Ihrer liebens würidigen Familie n erhalten sie ihre gnade voll wollen n güte einem man der sie lebenslang verehere.“ Blücher.“

Gemeinnütziges.

(Ein neues Reizmittel.) In der letzten Sitzung der medizinischen Akademie zu Paris berichtete Hédel aus Marseille über die physiologischen Wirkungen der Kolanuß, deren Genuß den Menschen noch in weit höherem Maße wie der des Kaffees befähigt, lange Marsche ohne Ermüdung auszuführen. Die Regier Mittelafrikas vermögen, nachdem sie eine frische Kolanuß gegessen, im größten Sonnenbrande 80 Kilometer an einem Tage zurückzulegen. Ein Oberst mit einem Lieutenant aus Perpignan bestiegen im Jahr 1888 den Carrigon (2302 Meter) und konnten bei einer Ruhepause von nur 25 Minuten 12 Stunden ohne müde zu werden marschieren, nachdem sie vorher eine gewisse Menge Kolanußpulver zu sich genommen, die 15 Gg. Coffein entspricht. Eine Anzahl Offiziere legte in 15 1/2 stündigem Marsche den 72 Kilometer langen Weg zwischen Laval und Rennes zurück. Um diese Strapaze ertragen zu können, hatten sie in verschiedenen Gaben jeder eine Kolanuge zu sich genommen, die 15 Gg. Coffein entspricht. Hédel hat daher dem französischen Alpenklub den Kolanugenüß empfohlen, um die Ermüdung und das Außeratommen beim Bergsteigen zu bekämpfen, und will darauf hinwirken, daß die Armeeverwaltung diesen Stoff in die Ernährung des Soldaten beim Marsche und im Felde einführe.

Ein gutes und einfaches Erhaltungsmittel für Pfähle, die in den Boden kommen, besteht darin, daß man, nachdem das Loch für den Pfahl vermittelst eines Hopfenloches gemacht ist, diese Oeffnung mit einer Mischung von 2 Teilen Steintohlenasche und 1 Teil gebrannter Kalk trocken ausfüllt und dann den Pfahl einsetzt, so daß er davon umgeben wird. Auch Steintohlenasche und Kalk allein bewirken größere Dauerhaftigkeit. Das Mittel ist ein sehr bewährtes.

(Gegen Fettsucht) verordnete nach der „D. Medr.-Ztg.“ Stallard eine ausschließliche Fleischdiät, gleichviel, ob fette, oder magere, nebst 2 Quart heißen Wassers, täglich vor und nach der Mahlzeit zu trinken. Bei dieser Behandlung soll das Körpergewicht in 3 Wochen von 199 1/2 auf 175 Pfund gefallen sein.

